



LENIN
LUTHER
LORBASS

ERBARMUNG!

Ronny Kabus

Im Land der begrenzten Möglichkeiten

„Unsre Heimat, das sind nicht nur die Städte und Dörfer“ – Im Nachkriegs-Görlitz der Stalinzeit

Sozialistische Schul- und Lehrjahre

Studium im „roten Preußen“ – Potsdam

Von der „Kaderreserve“ zum Aussteiger

„Fürchte Gott, ehre die Obrigkeit und sei nicht unter den Aufrührern“ – In Luthers Wittenberg

Ossi im Wunderland

Vom Flüchtlingslager Gießen ins schöne Nürnberg

An der Nahtstelle zweier Welten – Helmstedt

„Auf der Heide blüh'n die letzten Rosen“ – Lüneburg

Für Katharina, unsere Kinder, Enkel und Urenkel



Im Land der begrenzten Möglichkeiten

„Unsre Heimat, das sind nicht nur die Städte und Dörfer“ - Im Nachkriegs-Görlitz der Stalinzeit

Dampfsäulen zum Himmel stoßend, schiebt sich die fauchende Lokomotive mit den unbequem-angeschmuddelten, oft ungeheizten oder überheizten Waggons der DDR-Reichsbahn polternd und quietschend in langgezogener Kurve den eingleisigen Bahnstrang entlang, eingezwängt von hohen Wällen. Das ungezählte Bahnerlebnis kurz vor Görlitz ist ein im Gedächtnis haftendes Bild, das mich auch an das Leben in der DDR erinnert: Eingezwängt, eintönig, nebelumhüllt und unkomfortabel auf einer Spur dahintrödelnd. Links und rechts des Weges kaum ein Blick in die Weite. Aufatmen, wenn dann doch irgendwann die beiderseits der Gleise emporragenden hohen Bahndämme die Sicht auf eine abwechslungsreiche Landschaft und die Landeskronen frei geben. Der Anblick des etwas über 400 Meter hohen Görlitzer Hausberges in der Oberlausitz kündigte mir über drei Jahrzehnte Kinder- und Jugendzeit die nahende Einfahrt in den beeindruckenden Bahnhof meiner Heimatstadt an, der einst zu den schönsten in Deutschland zählte.

Ob als auf Erholungsreisen geschicktes untergewichtiges Kind, als zwischen Potsdam und Görlitz pendelnder Student oder vom Militärflugplatz in Dresden heimfahrender Soldat, wohltuend ergriff mich stets aufs Neue das Gefühl, dass ich nun wieder zu Hause war, oder treffender, in der *Heimat*. Behaust kann man sich an vielen Orten fühlen. Heimat als natürliches, soziales und kulturelles Milieu, in dem man seine wesentlichen Persönlichkeitsprägungen erfährt, gibt es, wenn überhaupt, nur an einem einzigen Fleck der Erde. Es ist die vertraute Umgebung der Geburt, der Kindheit und

frühen Jugend mit den Umfeldeinflüssen durch Eltern und nahe Verwandten, die Schule, durch Kindheits- und Jugendfreundschaften, vielleicht auch die erste Liebe und manches mehr. Wer von meiner Generation erinnert sich nicht heute noch an das von uns mit Inbrunst gesungene Pionierlied von 1951 „Unsre Heimat, das sind nicht nur die Städte und Dörfer...“. Nicht alles, was die Heimat kennzeichnet, ist mit positiven Erinnerungen verbunden, dennoch übt sie wie kein anderer Ort der Welt immer wieder einen magischen Reiz auf mich wie die meisten anderen Menschen aus. Über drei Jahrzehnte ist meine Heimat auch mein zu Hause. Dann, 1978, muss ich mich 31-jährig nach Widersetzlichkeiten gegen die Allmacht-SED und den von ihr beherrschten Staat mit meiner Frau Katharina und unseren zwölf und vier Jahre alten Töchtern Claudia und Felicia nach einem anderen Aufenthaltsort mit Existenzmöglichkeiten für unsere Familie umsehen. Es wird eine lange Odyssee mit Stationen in Lutherstadt Wittenberg, Nürnberg, Helmstedt und Lüneburg.

Wenn man jung ist, bewegen einen zumeist andere Probleme und Interessen als die Suche nach der eigenen Herkunft. In meiner Familie spielten verwandtschaftliche Bindungen, auch durch die räumlichen Entfernungen, mangelnde Mobilität - meine Eltern hatten nie ein Auto - und den Verlust der Heimat der Vorfahren, keine besondere identitätsstiftende Rolle. Großeltern, die mir etwas hätten über unsere Familiengeschichte erzählen können, habe ich - mit einer einzigen Ausnahme - nie kennen gelernt. Heute, an der Schwelle zum letzten Lebensabschnitt, wo ich mich für all diese Dinge stärker interessiere und Zeit habe, ihnen nachzugehen, sind die, von denen ich noch etwas hätte erfahren können, alle längst den Weg irdischen Daseins zu Ende gegangen. Ihre spärlichen dokumentarischen Hinterlassenschaften versuche ich wie ein Puzzle zusammenzufügen. Meine Kinder und Enkel werden sich

vielleicht darüber freuen, eventuell auch manchen Erkenntnisgewinn davon haben, mehr über unsere familiären Ursprünge und das umtriebige Leben ihres Vaters und Großvaters in gottlob kriegsfreien, aber auch nicht ganz friedfertigen Zeiten zu erfahren.

Die Wurzeln meiner Familie liegen sowohl väterlicher- wie mütterlicherseits im historischen Ostdeutschland. Das ist einer kurzen Erklärung wert, versteht man doch heute, wenn von Ostdeutschland die Rede ist, darunter zumeist die von ihren kommunistischen Gründern und Bewahrern nicht nur für tausend Jahre, sondern auf ewig verkündete DDR. Vor dem völker- und ländervernichtenden Wahnsinn der zwölfjährigen Nazierrschaft war Ostdeutschland über Jahrhunderte ein hauptsächlich von Deutschen besiedeltes und beherrschtes Gebiet zwischen der Memel im heutigen Litauen und der Oder/Neiße-Linie, jener von den Siegermächten des Zweiten Weltkrieges etwas willkürlich festgelegten neuen Ostgrenze Deutschlands. Die Heimatgebiete der 1937 in Ostpreußen, der Grenzmark Posen-Westpreußen, in Schlesien, Pommern und im östlichen Brandenburg lebenden Menschen machten ein Viertel deutschen Staatsgebietes aus. Ihre Bewohner stellten 15 Prozent seiner Bevölkerung. Schlesien, neben Ostbrandenburg, die Heimat meiner Vorfahren, liegt im östlichen Mitteleuropa am Ober- und Mittellauf der Oder. Das zunächst polnischen Herrschern gehörende Land wird durch den Mongolensturm im 13. Jahrhundert verwüstet und seine Bevölkerung massiv dezimiert. Herbeigerufene deutsche Siedler gründen in der Folgezeit mehr als 100 neue Städte und über 1200 Dörfer. 1348 kommt Schlesien als Teil Böhmens zum Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation. Im westlichen Niederschlesien ist die Bevölkerung seit der Reformation im 16. Jahrhundert mehrheitlich evangelisch. Preußenkönig Friedrich II. gelingt es in den 1740 beginnenden Schlesischen Kriegen, Schlesien als

wirtschaftlich bedeutendstes Gebiet der Habsburger Monarchie in seinen Besitz zu bringen. Nach dem Wiener Kongress 1815 verliert das Königreich Sachsen, das sich mit Napoleon den falschen Verbündeten gesucht hatte, die nordöstliche Oberlausitz mit seiner wichtigsten Stadt Görlitz an die preußische Provinz Schlesien. Görlitz ist nun nach Breslau zweitgrößte Stadt der Provinz.

Meine Vorfahrenslineie lässt sich heute auch wegen des verheerenden Endes Ostdeutschlands nicht weit zurückverfolgen. Familiäre Stammbäume müssen erst mit dem Zwang arischer Herkunftsnachweise in der Naziära in den Familienstammbüchern angelegt werden. Damals sind die meisten kirchlichen und standesamtlichen Unterlagen noch erhalten. In den Deutschland im Ergebnis des Zweiten Weltkrieges verloren gegangenen Ostgebieten sind auch diese Zeugnisse unseres Seins in den Kriegsflammen zerlodert. Da meine Eltern noch im letzten Jahr der Weimarer Republik heirateten und mein Vater keine Positionen im NS-Staat innehatte, die einen weitergehenden arischen Nachweis erforderten, reichen die Abstammungsbelege für die frühesten Vorfahren nur bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts. Diese verweisen väterlicherseits auf den zum Regierungsbezirk Breslau gehörenden niederschlesischen Kreis Namslau, der an der Grenze zur Provinz Posen liegt. Beziehungen zur hier ebenfalls ansässigen polnischen Bevölkerung finden nicht selten auch Ausdruck in Familiengründungen. „Der Polin Reiz bleibt unerreicht“, dachte sich vielleicht auch mein 1852 in Minkowsky geborener Urgroßvater, der evangelische Vogt Gustav Kabus, der ein wirtschaftliches Verwaltungsamt innehat. Er heiratet 1880 die drei Jahre jüngere katholische Mariana Ernst, deren Mutter eine geborene Catharina Markiewicz ist. Die Heirat drängt ein wenig, denn schon knapp fünf Monate später erblickt mein Großvater Max das Licht der Welt in Namslau.

Schlechte wirtschaftliche Verhältnisse und Lebensbedingungen führen Ende des 19. Jahrhunderts zu Massenabwanderungen von Schlesiern nach West- und Mitteldeutschland. Besonders das aufblühende Berlin übt eine große Anziehungskraft aus. Das führt bald zur Redensart, dass jeder echte Berliner ein Schlesier sei. Die meiste Zeit seiner langen Geschichte heißt der heutige Berliner Ostbahnhof Schlesischer Bahnhof. Auch mein Großvater macht sich als Schlossergeselle und Monteur auf den Weg, um sein Glück in der Hauptstadt des erst 1871 gegründeten Deutschen Reiches zu versuchen. 25-jährig heiratet Max Kabus 1905 meine aus einer Berliner Droschkenkutscherfamilie stammende Großmutter Anna Wilski, deren Eltern wiederum ihre Wurzeln im ostbrandenburgischen Kernein und im damals zu Posen gehörenden Meseritz haben. Auch hier weist der Name auf eine polnische Wurzel. Im Familienstammbuch der Großeltern ist der so wohlklingende Urgroßmutter-Vorname *Mariana* plötzlich durch die treudeutsche Pauline ersetzt. Schon denkbar, dass durch den in den Ostprovinzen herrschenden Deutschtumsdruck des Kaiserreiches die polnische Herkunft verschleiert werden sollte. Großvater Max Kabus ist in Berlin Montagemeister, Sozialdemokrat und Gewerkschafter. 1906 wird im später zu Berlin gehörenden Boxhagen-Rummelsburg mein Vater Walter geboren, der 1907 und 1908 noch zwei Schwestern bekommt. Er erlangt eine Freistelle am Berliner Köllnischen Gymnasium, schließt dieses vorzeitig mit der Mittleren Reife ab und erlernt einen damals geschätzten und heute weithin verachteten Beruf. Er wird Bankkaufmann bei der Deutschen Bank.

Meine väterlichen wie mütterlichen Vorfahren sind nicht eben generös bei der Vererbung gesunder Gene. Großvater Max stirbt 1930 mit 49 Jahren an Dickdarmkrebs. Mein Vater Walter geht an der gleichen Krankheit 67-jährig zugrunde. Als bei mir die Krankheit im Alter von 52 Jahren ausbricht,

habe ich das Glück und den Fortschritt der Medizin auf meiner Seite, so dass ich nach operativer Entfernung des Krebsgeschwürs und Verlust eines seitdem schmerzlich vermissten Teils meines Gedärms bis heute überlebt habe. Meine Mutter leidet schon in jüngeren Jahren an schwerem Rheuma, das bei unserer ältesten Tochter Claudia wieder verstärkt zum Durchbruch kommt, aber von ihr zur Verwunderung der schulmedizinischen Fachärzte mit ausschließlich naturheilkundlichen Therapien erfolgreich in Schach gehalten wird. Meine beiden Elternteile leiden an der damals nicht erkannten Hämochromatose, einer Eisenspeicherkrankheit, bei der eine erhöhte Eisenaufnahme im Körper im Laufe der Jahre zu schweren Organschädigungen führt. Männer sind häufiger von dieser Erbkrankheit betroffen als Frauen, und so teilen wir drei Brüder in unterschiedlichem Maße auch dieses Erbe.



Badefreuden von Großvater Max Kabus mit meinem Vater Walter und dessen Schwestern am Berliner Müggelsee um 1920

Der einzige von meinen Großeltern, den ich noch persönlich erlebe, ist mein 1878 im schlesischen Sagan geborener Großvater Bernhard Giese. Seine kleine, häufig mit einer Zigarre bewaffnete Gestalt hat sich meiner frühkindlichen Erinnerung eingeprägt von den Besuchen in seiner Görlitzer Wohnung auf der nach dem im KZ umgebrachten Kommunistenführer benannten Thälmannstraße. Hier pflegt ihn bis zu seinem Tod 1954 aufopfernd die unverheiratete Schwester meiner Mutter, unser Tante Hanni. Unverhofft treffe ich auf ein Bild von ihm Anfang der 1990er Jahre, kurz nach dem Zusammenbruch der DDR und der deutschen Wiedervereinigung. In der Görlitzer Landskronbrauerei – Zeiten überdauernde Qualitätsmarke der Stadt an der Neiße – haben die früheren Besitzer der Familie Scheller wieder das Ruder

übernommen, bevor diese wenige Jahre später von der großen Hamburger Brauerei Holsten geschluckt wird, die wiederum bald darauf selbst in den Besitz einer dänischen Großbrauerei übergeht - Kapitalismus und Globalisierung am Kleinbeispiel. In den anlässlich eines Betriebsfestes für Besucher freigegebenen Teilen der Brauerei hängt meines Großvaters Foto auf einer Tafel von Betriebsjubilaren, wo auch der 25-jährigen Betriebszugehörigkeit des Buchhalters Bernhard Giese gedacht wird. Insgesamt ist mein Großvater von 1907 bis 1945 38 Jahre in der Görlitzer Landskronbrauerei tätig, bevor er mit 67 Jahren in Rente geht, womit er nach den Vorstellungen unserer Regierenden auch heute den idealen Rentner abgeben würde.



Großvater Bernhard Giese im Kontor der Görlitzer Landskron-Brauerei in den 1940er Jahren

Stolz trage ich etliche Jahre zu besonderen Gelegenheiten seine goldene Jubiläumsuhr. Sie gehört neben einem goldenen Ring meiner Mutter zu den wenigen Wertsachen, die wir bei unserer kurz vor der „Wende“ erfolgten Übersiedlung in den Westen mitnehmen durften. Beides wird uns von einer rumänischen Einbrecherbande gestohlen, die unser Haus heimsucht, während wir zu Ostern Görlitz besuchen. Ich hatte als Einbruchschutz extra Rollläden vor Fenstern und Türen anbauen lassen. Allerdings war ich dem Ratschlag der Kriminalpolizei gefolgt, bei mehrtägiger Abwesenheit die Rollläden nicht herunterzulassen, um potentielle Einbrecher damit nicht auf das momentan unbewohnte Haus aufmerksam zu machen. So hatten andererseits die Einbrecher auch weniger Mühe, in das Haus einzudringen. Seit diesem Ereignis denke ich wieder verstärkt über die Sinnhaftigkeit obrigkeitlicher Anweisungen und Empfehlungen nach.

Wer heute wachen Auges durch die über 900 Jahre alte Stadt Görlitz flaniert, erahnt beim Anblick der viele historische Epochen widerspiegelnden einmaligen Bausubstanz etwas von den Glanzzeiten, die dieses Zentrum der niederschlesischen Oberlausitz durchlebt hat. Böhmisches, schlesisches, sächsisches und preußisches Einflüsse haben das Bild der Stadt und die Kultur ihrer Bewohner geprägt. Als Mitglied des mächtigen Oberlausitzer Sechsstädtebundes und bedeutendes Gewerbe- und Handelszentrum gehört das mittelalterliche Görlitz zu den großen deutschen Städten. Neben dem althergebrachten Tuchgewerbe tragen ab dem 19. Jahrhundert vor allem die Maschinenbau- und Waggonbauindustrie neben anderen Industriezweigen zum wirtschaftlichen Wohlstand der Stadt bei. Dem entspricht ein breites kulturelles Angebot, zu deren Höhepunkten die Schlesischen Musikfestspiele zählen. Dies alles und die ausgedehnten Parkanlagen sowie eine reizvolle landschaftliche Umgebung machen Görlitz als Stadt in der

Mitte Deutschlands zu einem bevorzugten Lebensort., insbesondere als sich die Lebensverhältnisse nach den verheerenden Inflationsjahren wieder stabilisieren und man auch hier später von den „Goldenen Zwanzigern“ spricht. „Stadt der Türme und des guten Landskronbiers“, „Perle der Oberlausitz“ oder „schönste Stadt Deutschlands“, wie es in einer neuerlichen Bewertung durch die Deutsche Denkmalpflege heißt, - ein bisschen muss auch mein 1906 in Berlin geborener Vater mit Wurzeln im schlesischen Namslau meine Heimatstadt Görlitz so empfunden haben, als er sich Ende der 1920er Jahre hier niederlässt und als Bankkaufmann von 1928 bis 1931 eine Görlitzer Filiale der Deutschen Mittelstandsbank leitet, ehe die Bankenpleiten im Zuge der Weltwirtschaftskrise dieser kurzen Karriere ein Ende bereiten. Dennoch tritt er in dieser unsicheren Zeit 1932 mit meiner aus Görlitz stammenden sechs Jahre jüngeren Mutter Ruth Giese in der Görlitzer Frauenkirche vor den Traualtar.

In den „Friedensjahren“ der Nazizeit leben meine Eltern in einem Neubau der dreißiger Jahre in Berlin-Britz., nachdem mein Vater hier bei der Brandenburgischen Provinzial- und Girozentrale eine Anstellung gefunden hatte. Oft höre ich meine Mutter später noch von der kleinen, aber komfortablen Wohnung mit Bad und Innentoilette schwärmen.



Mutter Ruth, geb. Giese, am Lenker einer Zündapp Anfang der 1930er Jahre

In den 1960ern, als wir noch wie die meisten Görlitzer eine Wohnung ohne Bad und mit Toilette eine halbe Treppe tiefer haben, bekomme ich einen Eindruck von diesem Glück, denn mein Bruder Peter wohnt mit seiner Familie in Ost-Berlin in genau so einer ehemaligen Neubauwohnung. Bald nachdem das deutsche Kriegsglück sich wendet, wird die Reichshauptstadt immer häufiger und schwerer von feindlichen Bomberangriffen zerstört. Während mein Vater als Soldat Kriegsdienst in Frankreich, Russland, Italien und Jugoslawien versieht, flüchtet meine Mutter mit meinem damals fünfjährigen Bruder Peter vor den Fliegerangriffen nach Bayern, wo ihr „Volksgenossen“ höchst unsolidarisch die letzte Habe im Tausch gegen etwas zu Essen

wegnehmen. Wie viele Mütter mit ihren Kindern vollbringt sie in dieser Zeit ihre größten Leistungen, um das Überleben der Familie zu sichern. Nach Kriegsende geht sie mit meinem Bruder nach Schleswig-Holstein, wo sie Unterstützung durch unseren Onkel Heini findet, der eine leitende Stellung bei einer Kieler Großhandelsfirma für Südfrüchte innehat. Er schickt uns später manchmal ein Paket, in dem auch Bananen drin sind. Doch ehe sie bei uns in Görlitz ankommen, sind sie schon meist braun. Mir schmecken sie nicht. Ich finde rohe Kartoffeln viel besser. Als Vater glücklicherweise bald aus englischer Kriegsgefangenschaft entlassen wird, ist die zunächst dreiköpfige Familie wieder vervollkommnet. Vater bemüht sich in Niedersachsen um eine Stelle im Polizeidienst, wo man gerade Leute sucht. Enttäuscht kommt er aus Hannover zurück, wo alle ihn interessierenden Positionen schon wieder mit alten Nazis besetzt sind. So gehen sie in Mutters Heimatstadt an der Neiße, wo sie zeitweilig im Flüchtlingslager auf der Reichertstraße Zuflucht finden.

Deutschland ist nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges in vier Besatzungszonen der Siegermächte Sowjetunion, USA, Großbritannien und Frankreich aufgeteilt. Meine Eltern haben mit 17 Millionen anderer Deutscher die „Arschkarte“ – wie meine Enkel es formulieren würden – gezogen. Sie landen in der Sowjetischen Besatzungszone, der SBZ. Die nach der nationalsozialistischen Diktatur notwendige politische Neuordnung führt hier unter dem Druck und Schutz der sowjetischen Besatzungsmacht schrittweise zur Etablierung des stalinistischen Herrschaftssystems, in dem die 1946 durch Zwangsvereinigung von KPD und SPD gegründete SED zum kommunistischen Alleinherrscher wird. Die Staatsgründung der DDR 1949 ist dabei nur ein Schritt auf diesem Wege. Kontinuierlich werden die ökonomischen, sozialen und kulturellen Bereiche des Staates und der Gesellschaft den ideologischen Zielstellungen der SED

unterworfen und angepasst. Die akute Hungersnot von 1947/48, eine dauerhafte Mangelwirtschaft sowie eine byzantinistische Staatskultur sind nur einige der Folgen. Selbst Nazigeegner, die dem neuen System gegenüber aufgeschlossen sind und sich der propagierten antifaschistischdemokratischen Neuordnung zur Verfügung stellen, fallen bald wieder den Verfolgungen durch die Stalinsche Geheimpolizei und die SED-Kommunisten anheim. Ein Görlitzer Oberbürgermeister, drei Stadträte, ein Stadtdirektor und zwei Fraktionsvorsitzende gehören zu den Opfern. Wie schon im Nazireich erblüht das Denunziantentum. So verschwinden Hunderte Görlitzer nach 1945 in den Stalinschen Lagern in der SBZ/DDR, darunter auch ehemaligen Nazi-KZ wie Buchenwald und Sachsenhausen, aus denen sie häufig nicht wieder zurückkehren. Andere werden in die Gulags der Sowjetunion deportiert oder in Moskauer Geheimdienstgefängnissen hingerichtet. Über ein halbes Jahrhundert später versuche ich, die Spuren der zwischen 1945 und 1953 vom Stalinismus verfolgten Görlitzer wiederzufinden und in meinem Buch „... weine ich täglich um meinen Vater' - In der Gewalt Stalins und der SED“ an ihre vergessenen Schicksale zu erinnern.

1947 ist im Osten Deutschlands kein gutes Jahr für neue Erdenbürger. Doch ich kann es mir nicht aussuchen und werde am 21. April im Sternbild des Stiers mit dem damals sehr ungewöhnlichen, später inflationären Rufnamen Ronny (vom altnordischen „der die Kraft der Götter hat“) nach meinem 1938 in Berlin geborenen Bruder Peter und vor meinem 1951 geborenen Bruder Falk in Görlitz, der nunmehr östlichsten Stadt Deutschlands, geboren. Meine Wiege steht in einem Mietshaus auf der Hospitalstraße 39. Unter unserer Wohnung liegt das Wild- und Geflügel-Geschäft Friedrich Wandelt, dessen Kühlanlagen damals

noch eine explosive Angelegenheit sind und mich frühzeitig an ein Leben auf dem Pulverfass gewöhnen.

Von der Mitte des geschrumpften Vaterlandes ist meine Heimatstadt nach den Ergebnissen des Zweiten Weltkrieges urplötzlich an ihren Rand gerückt. Im Westen Deutschlands spricht man noch Jahrzehnte später vom „entlegensten Winkel der Sowjetzone“, wenn von Görlitz die Rede ist. Die Stadt ist von unmittelbaren Kriegszerstörungen zwar relativ wenig, von den Weltkriegsfolgen dafür aber umso mehr betroffen. Mit der von den Siegermächten festgelegten Oder-Neiße-Grenze verliert Görlitz seinen östlichen Stadtteil und einen großen Natur- und Wirtschaftsraum an Polen. Hunderttausende von Flüchtlingen und Vertriebenen aus den Ostgebieten durchziehen die Stadt. Viele von ihnen, vor allem Schlesier und Sudetendeutsche, verharren in der nun östlichsten Grenzstadt Deutschlands, darauf hoffend, dass sie bald wieder in ihre Heimatorte zurückkönnen. Die vor dem Krieg 95.000 Einwohner zählende Stadt ist im Mai 1945 durch die Flucht vor den Heerscharen der Roten Armee auf 31.000 Einwohner entvölkert worden. In meinem Geburtsjahr 1947 überschreitet sie die 100.000-Grenze. Fast 40 Prozent davon sind Vertriebene, die unter den sich etablierenden kommunistischen Herrschaftsverhältnissen nun „Umsiedler“ genannt und ihrer ostdeutschen Identität beraubt werden. Wer in Breslau geboren ist, hat fortan amtlich von Wrocław als seiner Geburtsstadt zu reden. Görlitz wird zu einer der dichtest besiedelten Städte in Deutschland. Seuchen und der Hungerwinter 1945/46 fordern eine hohe Zahl an Opfern, besonders auch unter den Kindern. Ihre Särge stapeln sich in der Nikolaikirche. Grenzpfähle, Stacheldraht und der gesprengte Neißeviadukt sind prägende Kindheitsbilder der Nachkriegsjahre. Auf Eisenbahnfahrten von Görlitz nach Zittau, wo die älteste Schwester meiner Mutter wohnt, passieren wir hinter Hagenwerder bis nach Hirschfelde einen polnischen Korridor.

Mit Maschinenpistolen bewaffnete Grenzbeamte begleiten den Zug und kontrollieren gelegentlich die Reisenden.

Unsere nach dem Familienzuwachs gewonnene 3-Zimmer-Wohnung mit Küche, die bald eine fünfköpfige Familie beherbergt, liegt im obersten Stockwerk der Gartenstraße 21, die kurz nach unserem Einzug nach einem antifaschistischen Widerstandskämpfer in Ludwig-Ey-Straße umbenannt wird. Sie hat weder Bad noch Inntoilette, dafür aber einen Gaslichtanschluss in der Küche, der oft genutzt wird, wenn Stromsperre ist und das Familienleben sich dann ausschließlich in der Küche abspielt. Die Toiletten zu den Wohnungen befinden sich jeweils außerhalb der Wohnungen eine halbe Treppe tiefer in den Toilettentrakten. Den Geruch der Petroleumlampen, die im Winter das Einfrieren der Lokusse verhindern sollten und dann beim Toilettengang so angenehm das Hinterteil wärmten, habe ich beim Erinnern wieder in der Nase. An der Wand des Toilettentraktes war im Lauf der Jahrzehnte ein großer Birnbaum emporgewachsen, von dem wir Kinder manchmal verbotenerweise, denn der Baum gehört dem Hauswirt, Früchte zu erangeln suchen. Dass die Birnen immer besonders groß sind, schiebt mein Vater auf die Nähe der Toiletten, wenn er in seiner berlinisch-schnoddrigen Art feststellt, dass die Scheißhäuselbirnen wieder mal prächtig gediehen seien. Am Geschmack der Birnen ist diese Beziehung zum Glück nicht feststellbar. Jede Etage dieses Mietshauses aus der Jahrhundertwende enthält zwei nebeneinander liegende Wohnkomplexe. Bei drei Etagen und Parterre leben so meistens acht Familien im Haus. Hier verbringe ich meine gesamte Kindheit und einen Teil meiner frühen Jugend bis in die zweite Hälfte der 1960er Jahre hinein.





*Mit Eltern, Bruder Peter und Verwandten zur Taufe 1947 vor der Frauenkirche
und 1949*

Das Mietshaus hat gegenüber manch anderen, deren Rückfront in einem düsteren Häuserschacht endet, einen entscheidenden Vorteil. Der Blick aus seiner Rückseite geht über weiträumiges freies Gartengelände - daher der ursprüngliche Straßennamen Gartenstraße - bis hinüber zur Blumenstraße, der späteren, ebenfalls nach einem hingerichteten KPD-Funktionär benannten, Herbert-Balzer-Straße. Hinter dem eigentlichen Hof mit der wegen der Mäuse und Ratten für uns Kinder so interessanten Müllgrube gehört noch ein kleiner Garten zum Haus, der aber

ausschließlich den Hauseigentümern vorbehalten bleibt. Bis zum Beginn der 1960er Jahre befindet sich in einem flachen Anbau an der Rückfront unseres Hauses eine Sattler- und Tapezierer-Werkstatt. Der sonnengegerbte alte Meister, dem wir Kinder manchmal neugierig bei der Arbeit zuschauen, ist ein früher Alternativer, von dem die Erwachsenen munkeln, dass er das Nacktbaden in freier Natur liebt. Die zeitweilig mehr als zehn Kinder, die sich während der 1950er Jahre im Haus befinden, in der großen Mehrheit Jungen, zu deren beliebtesten Mutproben das Herumklettern am äußeren Geländer des Lichtschachtes im Hausflur gehört, sorgen häufig für beträchtlichen Lärm im Haus. Oft fliegt dann die Tür des in der zweiten Etage wohnenden Hauswirts auf, der mit dem Stock in der Hand hinter uns Kindern her droht. Wir sind sicher eine Plage für den an schwerem Bechterew leidenden Mann, dessen Gang krankheitsbedingt immer gebeugter wird.

Soweit meine Erinnerung reicht, habe ich meine Mutter krank, zunehmend schmerzgeplagt und häufig unendlich erlebt. Obwohl sie immer Hausfrau bleibt, werde ich schon frühzeitig in den Kindergarten geschickt, um ihr die Hausarbeit und Versorgung der fünfköpfigen Familie zu erleichtern. Im evangelischen Kindergarten auf der Jacobstraße verbringe ich bei den netten Kindergarten-Tanten Anneliese und Annemarie einen Teil meiner frühen Kindheit. Als mein 9 Jahre älterer Bruder Peter mich eines Tages im März 1953 mit dem Fahrrad vom Kindergarten abholen kommt und ich auf dem harten Gepäckträger das Katzenkopfpflaster an meinem Hinterteil nachdrücklich spüre, erschreckt mich zutiefst ein plötzlich aufheulender Sirenton, den ich ja nicht wie mein Bruder von den Kriegsjahren her kenne. Der Polizist auf der Kreuzung stoppt auf der Stelle jegliche Verkehrsbewegung. Die Sirene ist die staatliche Aufforderung zum Gedenken an einen Sowjetführer, den die meisten Kommunisten der Welt, an

vorderster Stelle die in der DDR, wie einen Heiligen verehren. Josef Wissarjonowitsch Stalin, einer der größten Verbrecher der Menschheitsgeschichte, ist gestorben. Noch aufgeregt von dem eben Erlebten, will ich vor der heimischen Haustür vom Gepäckträger des Fahrrades springen. Dabei gerate ich unglücklicherweise mit dem linken Fuß in die Speichen des sich noch bewegenden Fahrrades. Ich schreie vor Schmerzen. Mein Bruder und eilig herbeilaufende Passanten befreien meinen Fuß vorsichtig aus dem Hinterrad. Er ist zum Glück nicht gebrochen, aber ich behalte ein Leben lang eine am linken Innenknöchel mitwachsende Stalin-Gedächtnisnarbe.

Im gleichen Jahr erlebe ich als Sechsjähriger ein zweites politisches Ereignis, von noch einschneidenderer Wirkung. Der Volksaufstand des 17. Juni 1953 verläuft in Görlitz stürmischer, und er dauert länger als anderswo. Umfangreiche Arbeitsniederlegungen, Großdemonstrationen auf Straßen und Plätzen mit klaren politischen Forderungen nach Sturz der Regierung und freien Wahlen, Stürmung der Gefängnisse und Gefangenenbefreiung, Besetzung der SED-Kreisleitung, der Kreisdienststelle des Ministeriums für Staatssicherheit und anderer Staats- und SED-Dienststellen wie der Redaktion der „Sächsischen Zeitung“ sowie die Übergabe des Rathauses an die Aufständischen machen Görlitz zu einem der bedeutendsten Brennpunkte der Volkserhebung des 17. Juni 1953 in der DDR.



Bei der Faschingsfeier im evangelischen Kindergarten auf der Jakobstraße (ganz rechts), 1953

Die völlig entmachtete SED und ihre Staatsgewalt werden erst von den mit Panzern einrückenden sowjetischen Truppen wieder in ihre Ämter gehievt.

Die besondere revolutionäre Situation in Görlitz führt dazu, dass es hier zu den stärksten Truppenkonzentrationen der Sowjetarmee nach Berlin kommt. Ausnahmezustand, Schießbefehl und mehrere Feuerstöße lassen die unbewaffneten Aufständischen schließlich den Widerstand einstellen. Die Ereignisse in und um Görlitz fordern unter den Demonstranten zwei Todesopfer. Die Sowjets nehmen sofort willkürlich zwei Demonstranten fest: den 24-jährigen Ingenieur der LOWA und SED-Angehörigen Herbert Tschirner sowie den 20-jährigen FDJler und Autoschlosser der Firma Tesch Stefan Weingärtner. Beide werden unmittelbar darauf von Sowjetischen Militärtribunalen zum Tode verurteilt, kurz

darauf aber zu 20 bzw. 25 Jahren Arbeitslager „begnadigt“, die sie bis 1963 absitzen.



Massendemonstration auf dem Görlitzer Leninplatz/Obermarkt beim Volksaufstand vom 17. Juni 1953, von Nr. 15, dem Geburtshaus meiner Frau Katharina, geb. Opitz, fotografiert

Wir Kinder bekommen von den Ereignissen im wesentlichen dadurch etwas mit, dass plötzlich Panzer ständig unsere Straße auf und ab fahren, schließlich dort auch nachts in Stellung bleiben und die Fenster der Wohnungen anleuchten, deren Bewohner sich ängstlich hinter den zugezogenen Gardinen verstecken. Die Aufstellung der Panzer auf unserer Straße liegt daran, dass diese direkt auf ein großes Villengebäude der unsere Straße kreuzenden Thälmannstraße zuläuft. Hier in der Nr. 4 befindet sich die sowjetische Kommandantur, die nun in einer Sperrzone liegt, ebenso wie die nur wenige Meter von ihr entfernte Kreisdienststelle des Ministeriums für

Staatssicherheit. Als ich mit meinem Bruder Peter in diesen ereignisreichen Tagen meinen Großvater und meine Tante auf der Thälmannstraße besuchen will, müssen wir durch eine Militärkontrolle, die an der Kreuzung unserer Straße zur Thälmannstraße alle Passanten überprüft. Meine Mutter ist heilfroh, dass ich ausgerechnet in diesen Tagen die Windpocken bekomme und durch den folgenden Zwangsaufenthalt im Bett der Straße entzogen bin, wo ich mit anderen Kindern zu gern den Panzern nachlief und mich zu den russischen Soldaten gesellte, die uns Kinder in der Regel freundlich behandeln.

Hauptspielfeld ist für uns zahlreiche Kinder der Nachkriegsjahre die Straße und der nahe Karl-Marx-Platz, von uns Karli oder – noch im Sprachgebrauch unserer Eltern nach der früheren Bezeichnung – Wilhelmsplatz genannt. Die tägliche Jagd über alle Hinterhöfe der näheren und weiteren Umgebung, der ständige Aufenthalt an der frischen Luft, die späteren Bandenkriege unserer unteren Karli-Bande gegen die feindliche obere Karli-Bande sorgen dafür, dass es kaum dicke Kinder unter uns gibt. Von einer ADHS (Aufmerksamkeitsdefizit-/Hyperaktivitätsstörung) genannten Krankheit, die wohl manchem von uns zugeschrieben worden wäre, haben wir zum Glück noch keine Ahnung. Als Schulkinder erweitern wir unsere Streifzüge auf den nördlich der Stadt gelegenen Flugplatz, der mit seinen großen Betontrümmern einen wunderbaren, aber nicht ungefährlichen Abenteuerspielplatz abgibt, den Stadtpark, aus dem uns die damals noch existierenden uniformierten Parkwächter immer wieder vertreiben, das Volksbad und das Helenenbad. Meine Mutter ist einerseits froh, dass sie ein paar Stunden von mir überaus lebhaften und aktiven Kind befreit ist, andererseits sorgt sie sich nicht unberechtigt, dass ich ständig – allein oder in Gemeinschaft mit anderen – eine Menge Blödsinn anstelle. Mit Freude fördert sie meine sich entwickelnde Leselust, die meinen

Bewegungsspielraum wenigstens zeitweise einschränkt. Alte Kinderbücher vom „Rübezahl“ des schlesischen Riesengebirges, in DDR-Kinderbüchern kommen Schlesien und der alte Berggeist nicht mehr vor, sind meine erste Lektüre. Später bekomme ich 3 Bände „Deutsche Heimatsagen“ geschenkt. Hier sind noch Gegenden und Städte erwähnt, die in uns später zur Verfügung stehender Kinderliteratur tunlichst verschwiegen werden. Meine kindliche Phantasie wird von den Leseerlebnissen so beflügelt, dass ich immer wieder neue Lektüre verschlinge, darunter auch manchmal solche, die nicht fürs kindliche Gemüt geschrieben ist. Viele Jahre schlagen mich die Bücher der Serie „Die Kinder aus Nr. 67“ von Lisa Tetzner in ihren Bann. Die Erlebnisse der Berliner Jungen Erwin und Paul sowie des jüdischen Mädchens Miriam zum Ende der Weimarer Republik und anbrechenden Nazi Herrschaft fördern mein kindliches Interesse an historischer Literatur.

Die Sicherung des Lebensunterhalts für unsere fünfköpfige Familie ist Ende der 40er und Anfang der 50er Jahre für meinen Vater als Alleinverdiener mit Angestelltengehalt nicht eben leicht. Nachdem er unversehrt aus Krieg und englischer Gefangenschaft heimgekehrt ist, findet er zunächst eine Anstellung am Landratsamt in Niesky, das etwa 20 Kilometer von Görlitz entfernt ist und ihm täglich zur Arbeitszeit zusätzliche Stunden Bahnfahrt und Fußmarsch abverlangt. An manchen Wochenenden fährt er mit dem Fahrrad, mich im Kindersitz vorn mitführend, aufs Land zum Bauern Biemelt nach Girbigsdorf, um außerhalb der Zuteilungen über die Lebensmittelkarten, die in der DDR erst 1958 abgeschafft werden, etwas zum Essen für uns zu beschaffen. Das väterliche Fahrrad aus den 30-er Jahren nutze ich noch als Lehrling bei meinen Fahrten in den Görlitzer Maschinenbau Mitte der 1960er Jahre und hin und wieder auch noch später, bis es unter meinem radfahrbegeisterten Bruder Falk irgendwann

zusammenbricht. Bauer Biemelt weicht Ende der 1950-er Jahre dem stärker werdenden Druck der Zwangskollektivierung auf dem Lande aus, indem er mit seiner Familie in den Westen flüchtet. Als der politische Druck auf die Mitarbeiter des Landratsamtes für Vater zu groß wird, gelingt ihm der Arbeitsstellenwechsel nach Görlitz, wo er als Hauptbuchhalter in einer Fleischergenossenschaft arbeitet, was gelegentlich auch einen nahrhaften Nebeneffekt für die Familie hat.

Bescheiden sind die familiären Freizeiterlebnisse in meiner Kinderzeit. Ein Auto gab es in unserer Familie nie, Geld ist knapp, Mutter durch ihre Krankheit nicht sehr belastbar. Bei Familien-Spaziergängen am Neißeufer und zum gelegentlichen sonntäglichen Kaffeetrinken in die Eiskellerbaude ist im Verwandtschaftskreis öfter die Rede von den Vorkriegsausflügen in die nahe Molkerei Moys, einem nun am polnischen Ufer liegenden Stadtteil, oder das fernere, jetzt ebenfalls unerreichbare Riesengebirge. Erst die visafreien Reisemöglichkeiten nach Polen und der Tschechoslowakei in den 1970er Jahren lassen uns inzwischen erwachsen gewordenen Kindern der Nachkriegszeit ein wenig von den Sehnsüchten der Eltern erahnen. Als Abenteuer erscheint mir immer wieder ein Ausflug auf den 420 Meter hohen Görlitzer Hausberg „Landeskronen“ mit seiner burgähnlichen Gaststätte auf dem Gipfel sowie dem Aussichtsturm, der bei schönem Wetter herrliche Ausblicke auf die Stadt, die nähere Umgebung sowie auf das nun in der Tschechoslowakei und in Polen liegende Iser- und Riesengebirge gestattet, die späteren Ausflugziele meiner motorisierten eigenen Jungfamilienzeit. Auch die „Kunnerwitzer Windmühle“, eine Gaststätte am südwestlichen Fuße der „Landeskronen“ zwischen Biesnitz und Jauernick, gehört zu den Höhepunkten familiärer Ausflüge. Fröhlich geht es bei uns zu Hause in den 50er und frühen 60er Jahren zu, als meine Eltern mit Freunden,

Bekannten und Verwandten noch manche Feste feierten und sogar zu Fasching oder Silvester sich urkomisch kostümieren. Wir Kinder sind aber, wenn die Erwachsenen es sich gemütlich machen wollen, fast immer ausgeschlossen und zur Bettruhe verurteilt, was mich sehr verdrießt, denn natürlich höre ich mit besonders großen Ohren den spannenden Geschichten aus der Kriegs- und Vorkriegszeit zu. Eine fröhlich unbeschwerte Kindheit, von der viele in ihren Lebenserinnerungen schwärmen, habe ich infolge der immer etwas angespannten Situation zu Hause eher nicht erlebt. Richtig stressig wird es für mich aber erst, als 1953 meine Schulzeit beginnt und damit nicht nur jede Menge neue Pflichten auf mich zukommt, sondern auch die harten ideologischen Zwänge in der Zeit des Kalten Krieges ein Schülerleben in der DDR für viele zum Albtraum werden lassen.

Sozialistische Schul- und Lehrjahre

Mit Freude erwarte ich Anfang September 1953 meinen ersten Schulgang. Es ist nicht nur die Zuckertüte, die lockt, sondern vor allem das Bewusstsein, nun einen bedeutenden Schritt auf dem ersehnten Weg zum Erwachsenwerden voranzukommen. Die Schule soll – so heißt es wohl zu allen Zeiten – für viele Jahre wesentlicher Ort der Vermittlung von Wissen, Fähigkeiten und Werten sein, um uns Schüler zu mündigen und verantwortungsbewussten Persönlichkeiten zu erziehen. Schule 10 auf dem Elisabethplatz erwartet mich und etwa 20 weitere Schulanfänger. Der imposante große Schulbau aus dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, die ehemalige Elisabethschule, die zunächst als Knaben-Mittelschule und Realschule diente, beherbergt nun rechts des großen Portals die Grundschule X und links die Grundschule VII. Schon mein Bruder Peter hatte die Grundschule X besucht und war nach seiner Grundschulzeit zur Oberschule auf dem Karl-Marx-Platz, das frühere Luisen-Lyzeum, gewechselt.